

DAMIEN  
LUCE  
MONSIEUR  
PAULIN  
UND ICH

ROMAN

Aus dem Französischen  
von Doris Heinemann

DROEMER

Die französische Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel »Le Chambrioleur« bei Éditions Héloïse d'Ormesson.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**



© 2010 Éditions Héloïse d'Ormesson

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2012 Droemer Paperback

Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Eva Philippon

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Trevillion Images/Marta Syrko

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-22610-0

2 4 5 3 1

*Für Renan,  
für sein Klopfen an meine Wand ...*



Aber tief im Marmor  
wartet das Gesicht noch immer  
auf das Ende seiner Verzauberung.

Valery Larbaud, *Kinderseelen*



Auf dem Bürgersteig dreht sich ein Spatz hüpfend um sich selbst. Mit einem Flügel schlägt er immer wieder auf das Pflaster. In dem anderen, der reglos ausgebreitet nach unten hängt, verfangen sich Schmutz und Zigarettenkippen. Wahrscheinlich ist der kleine Vogel, wie so viele seiner Artgenossen, gegen eine Scheibe geflogen. Manche kommen wie durch ein Wunder davon, nur ein wenig betäubt. Andere sind zum endgültigen Sturz verurteilt, weil sie, im Gegensatz zu Ikarus, auf Menschenhöhe fliegen wollten. Dieser hier erregt Mitleid mit seinem halb offenen, jämmerlich stummen Schnabel. Jeanne Chemin legt ihr kleines Segelschiff ab und nimmt den gefallenen Engel in die Hand, sie fasst ihn weder grob noch sanft an, eher nach Art einer Bäuerin. Eine alte Dame auf einer Bank in der Nähe sagt zu der neben ihr sitzenden Freundin:

»Ist sie nicht süß, die Kleine? Schauen Sie, sie hat das Vögelchen aufgehoben.«

Die andere alte Dame nickt.

»Niedlich. Zu meiner Zeit ...«

Mit einer ruckartigen Bewegung dreht Jeanne dem Vogel den Hals um. Den beiden Klatschtanten bleibt der

Mund offen stehen, sie packen ihren Gefühlsüberschwang wieder ein und kehren zu ihren Dauerthemen zurück, dem Wetter und der Zeit, die ach so schnell vergeht.

Jeanne, selbst ein wenig erschrocken über ihre Tat, weiß nicht, was sie mit dem Federgewicht anfangen soll, aus dem jetzt ein paar purpurrote Tropfen quellen. Ihr erster Gedanke ist, dass Vogelblut Menschenblut erstaunlich ähnlich sieht. Ihr Forschergeist freut sich an dieser Entdeckung – denn Jeanne hat sich, obwohl sie erst zehn ist, auf die Wissenschaften kapriziert. Dann sorgt sie sich um die Leiche. Wohin damit? Soll sie den Vogel mit nach Hause nehmen und dort untersuchen? Oder ihn regelgerecht und formvollendet im Jardin du Luxembourg beisetzen? Jeanne ist pedantisch und hat einen ausgeprägten Sinn für Sauberkeit. Der Gedanke, einen toten Vogel in ihrem Schlafzimmer aufzubewahren, widert sie an. Sie wird sich mit diesem Blut an ihren Fingerspitzen begnügen. Ihr Mikroskop lechzt schon danach. Und was die Beerdigung des Tierchens und alle dazugehörigen Zeremonien angeht, die wird sie den anderen Kindern überlassen; den Kindern, denen man den Sinn von Symbolik nahegebracht hat, die man so sehr umsorgt, dass sie gern andere umsorgen. Sie findet sie nur blöd, diese Gören, die Friedhöfe für ihre Haustiere anlegen. Hier ruht Zouzou, der Frosch, und dort Jojo, das Kaninchen. Also befördert Jeanne ihr Opfer mit einer weit ausholenden Armbewegung über den Zaun des Parks und damit auch über den Rand ihres Gewissens. Eine Sekunde lang erwartet sie, der Vogel würde, von diesem



künstlichen Flug wieder zum Leben erweckt, flügel-schlagend das Weite suchen. Doch er fällt mit einem dumpfen Ploff auf die Wiese. Jeanne eilt nach Hause.

Ihr Zuhause ist eine große Maisonettewohnung mit Ausblick auf die Gewächshäuser des Jardin du Luxembourg. Zweihundert Quadratmeter Parkett und Stille erwarten sie. Die Wohnung hat mehr Türen als der Périphérique Ausfahrten. Jeanne hat jeder einen Namen gegeben: Die Porte de Pantin, Hampelmannntür, führt ins Spielzimmer, die Porte Maillot, Badeanzugtür, ins Badezimmer, die Porte des Lilas, Fliedertür, in den Wintergarten. An Räumen gibt es das Unerlässliche – Wohnzimmer, Esszimmer, Küche, zwei Schlafzimmer – und außerdem eine ganze Menge Gästezimmer »für die Freunde«. Als Vater Chemin noch jung war, beherbergte er sie zu Dutzenden in seinem kleinen Apartment in der Rue du Cherche-Midi. Jetzt, wo er ein kleines Stadtschloss besitzt, hat er nur noch sehr gelegentlich einen Freund als Übernachtungsgast. Allerdings können die meisten seiner Bekannten ebenfalls ein Stadtschloss ihr Eigen nennen, damit jedenfalls entschuldigt Vater Chemin die seltenen Übernachtungen von Freunden. In Anbetracht der spärlichen Nutzung hat Jeanne die überflüssigen Zimmer in »Feindeszimmer« umgetauft. In ihrem Alter nehmen Kinder lieber an, dass ihre Eltern keine Feinde haben. Als Mutter Chemin noch jung war und keinen Sou hatte, ging sie jeden Abend aus: Kino, Restaurant, Theater, Spaziergänge durch das hell erleuchtete Paris ... Jetzt, wo sie reich ist, beschränken sich ihre Unternehmungen auf einen wöchentlichen

Abend der Langeweile in der Opéra Bastille, in Gesellschaft ihres Gatten. Schließlich muss man das Abonnement auch ausnutzen.

Von ihrem Zimmer aus sieht Jeanne den Invalidendom, den schlanken Turm der Sainte-Chapelle, die Türme von Saint-Sulpice und so ziemlich alle berühmten Bauwerke der Rive droite. Sie kann sämtliche Regatten verfolgen, die ihre Altersgenossen im Bassin des Luxembourg veranstalten. Das dicke Regenabflussrohr aus Zink läuft an der Hauswand hinunter wie ein Wasserfall. Wenn Jeanne an Regentagen ihr Ohr daran legt, hört sie überlebenslautes Rauschen und Plätschern. Als sie an diesem Samstagspätnachmittag in die Wohnung kommt, findet sie ihre Eltern in außergewöhnlich schlaffem Zustand vor. Apathisch, wortkarg, unschlüssig, im »Stand-by-Modus«, wie ihr Vater es nennt, eine witzige Umschreibung für ihr Nichtstun, für ihr Warten auf den Abend. Die Samstagnachmittage sind lang bei den Chemins. Maman Chemin, halb auf das Sofa gegossen, blättert müßig Seiten um (das Wort lesen wäre hier zu gewagt).

Nach dem üblichen enthusiastischen »Hallihallo! Ich bin's!«, das sie lauthals aus der Diele ruft und das jedes Mal mit einem »Pass auf, dass die Tür nicht zu laut zu-klappt!« (seltsam, in ihren Ohren klingt es fast wie »Halt die Klappe!«) beantwortet wird, rennt die Kleine gegen ihre Eltern an. Seit ihr Bewusstsein erwacht ist, führt Jeanne einen ständigen Eroberungsfeldzug, um ein wenig Zuwendung zu ergattern. Wenn die Eltern Chemin nur einen Stein in der Brust hätten, wäre es ja noch ein-

fach. Die Engel der Liebe und der Zärtlichkeit kennen die Geheimnisse der Alchimie. Sie machen einfach Steine zu Herzen. Doch es ist ein ganzer Gefühls-Mount-Everest, der vor Jeanne emporragt, und er ist unbezwingbar, ganz gleich, an welchem Hang sie emporzuklettern versucht.

»Was liest du da, Maman?«

»Eine Biographie.«

Maman Chemin wagt ihrer Tochter nicht zu sagen, dass sie sich in einen Artikel von Klatschreportern vertieft hat, die das Privatleben irgendeines Stars bis in die letzten Einzelheiten ausbreiten und das Ganze auch noch mit Fotos untermauern.

»Und was machst du, Papa?«

»Hmmm ...«

Papa hat die Augen geschlossen, die Arme unter dem Kopf verschränkt und die Füße auf die Armlehne gelegt, er sieht »eine Fernsehdokumentation über die Galapagosinseln«. Nur Väter sind imstande, sich noch im Schlaf fortzubilden.

*Warum sagt er mir nicht einfach, dass er schläft?*

Denn Väter sind in ihrem tiefsten Innern davon überzeugt, dass es ehrenvoller ist, einen Dokumentarfilm über die Galapagosinseln zu sehen, als ein Nickerchen zu machen. Überreste einer christlich-jüdischen Erziehung, die aus einer so hübschen Sache wie dem Müßiggang die Todsünde der Faulheit macht ...

Jeanne bemerkt die Folgen des morgendlichen Streits sofort: Ihr Vater trägt ein grünes Hemd, eine blaue Hose und braune Socken. Er ist nämlich farbenblind. Norma-

lerweise kombiniert Madame Chemin seine Kleidungsstücke und erspart ihm so den verstohlenen Spott von Angestellten, Nachbarn und Passanten. Doch wenn sie Meinungsverschiedenheiten haben, überlässt sie ihren Mann seinem Schicksal eines Farbenblinden. Dann ist Anziehen für ihn reine Glückssache. Vergeblich versucht er die Farben an ihrer Intensität oder an den Kontrasten zu erkennen. Und heute hatte er wirklich Pech im Spiel. Sein Aufzug ist eine Beleidigung des guten Geschmacks. Zum Glück ist Wochenende.

Die Galapagosschildkröten haben keinen Blick für dergleichen. Papa Chemins Farbfehlsichtigkeit bietet Jeanne Anlass zu allen möglichen Streichen und Albereien. So stattet sie ihren Erzeuger heimlich mit quietschrosa Krawatten und knallroten Socken zum Smoking aus. Oder sie versucht ihm eine grüne Ampel für eine rote vorzumachen. (»Lügnerin! Die unterste Leuchte ist die grüne!« – »Bei dieser nicht, Papa!« Im Zweifel brems ihr Vater, bis ihn heftiges Hupen über den Betrug aufklärt.) Einmal hat Jeanne in einem Anfall von Mitgefühl alle Kleidungsstücke ihres Vaters etikettiert. »Blau«, »Rot«, »Grün«, die Zettel waren mit Sicherheitsnadeln an den Hemdkragen befestigt. Doch das Ergebnis der gut gemeinten Aktion war katastrophal: Auf den Gängen der Firma wird heute noch darüber gelacht. Jeanne bekam eine ordentliche Abreibung, und ihr Mikroskop wurde für mehrere Tage konfisziert.

Die Abenddämmerung senkt sich besonders schnell über die Häuser der Rue Auguste-Comte, denn sie sind alle nach Norden hin ausgerichtet. Während der Hori-

zont der Familie Chemin schon eine melancholische Färbung annimmt, liegt auf dem der Anwohner der Rue de Médicis noch ein rötlicher Schimmer. Im Stadtschloss wird die nächtliche Stimmung noch durch die Dunkelheit des Parc du Luxembourg vertieft. Jeanne weiß, es ist nur eine Frage von Minuten, dann geht ihr Vater ins Schlafzimmer und bindet sich die bordeauxrote Krawatte um, die einzige, die er nicht bei der Arbeit trägt, und ihre Mutter schlüpft in ihre Schnabelschuhe. Bordeauxrote Krawatte, Schnabelschuhe, das sind die Vorzeichen für den allwöchentlichen Aufbruch in die Oper. Jeanne macht sich ergeben auf in ihr Labor. Sie geht an ihren Eltern vorbei, die Hände hinter dem Rücken versteckt, um das Vogelblut zu verbergen. Die Zeit vergeht, die vergessliche Zeit.

Eine ganz normale Familie also, in der jeder jeden liebt, mit dem schicklichen Maß an Gleichgültigkeit. Die Schamhaftigkeit, dieses heimtückische, furchtbare Alibi ...



## 2

Du schummelst ...«

Maman Chemin beugt sich über die geschlossenen Augen ihrer Tochter. Die beiden kleinen Jadeteiche bleiben unsichtbar unter ihren Seerosen. Kein Beben, kein Wimpernschlag verrät den Betrug. Jeanne gehört zur *crème de la crème* der Falschschläfer. Sie kennt alle Geheimnisse dieser Schauspielkunst. Noch wenige Sekunden zuvor hätte man sie über ihr Mikroskop gebeugt ertappt, der neusten dem väterlichen Speicher entrissenen Errungenschaft. Einen Sprung später liegt sie unter der Bettdecke, das Gesicht bestens verdeckt von der Maske des Schlafs. Sie hat die Luchsohren eines Detektivs. Sie erkennt jede Art von Schritten: solche, die nur an ihrer Tür vorbeigehen, die verstohlen, die nervösen, die ungeduldigen, die in Pantoffeln, die auf Stöckelschuhen, die in Mokassins und schließlich diejenigen, die in ihr Zimmer wollen, die verheißungsvollen. Für andere Kinder bedeutet ein solcher Schritt das Einläuten der Nacht, des feindlichen Schlafs, das Ende der Spiele und damit einen kleinen Tod. Für Jeanne birgt dieser Schritt Hoffnung, Hoff-

nung auf ein zärtlicheres Streicheln als sonst, auf einen sanfteren Kuss, auf eine liebevollere Hand auf ihrem Haar.

*... denn ich lebte vom Dich-Erwarten,  
und mein Herz war nichts als dein Schritt.*

Paul Valéry mag sagen, was er will, das Warten ist eine Qual, wenn man es zu seinem Lebensinhalt macht. Jeanne wüsste nichts Schöneres, als häufiger beim Zeichnen oder bei ihren mikroskopischen Untersuchungen unterbrochen zu werden. Doch zu ihrem Leid ist sie frei.

Wie gewöhnlich dreht Maman Chemin den Schlüssel in dieser verfluchten Spieluhr dreimal herum. Ein kümmerlicher Abzählreim erklingt. *Eines Tages stopf ich sie dir in den Mund, diese Spieluhr.*

»Gute Nacht, Jeanne. Bald kommt das Sandmännchen.«  
*Genau. Und ich bin die Königin von England.* Jeannes innere Stimme ist außerordentlich schlagfertig.

»Wir überlassen das Haus deiner Obhut.«

*Ich fackel es ab, wenn du gehst.* Die innere Stimme erlaubt sich zuweilen auch einen Abrutscher ins Vulgäre.

»Dein Vater wartet auf mich.«

*Lass ihn warten. Ich warte ja auch auf ihn.* Letzten Samstag war es *Don Giovanni*, heute Abend ist es *Aida*, die Jeanne ihrer Eltern beraubt. Und das für mindestens fünf Stunden, wenn man die Zeit mitrechnet, die sie rings um die Opéra Bastille nach einem Parkplatz suchen.

»Warum nehmt ihr nicht die Metro?«



»Dein Vater mag das nicht. Er sagt, es sei versnobt, mit der Metro zu fahren, wenn man es nicht nötig hat.«

Fünf Stunden, in denen eine elefantöse Sopranistin endlos und aus vollem Hals ihre Liebe hinausschreit. Wenn es im Leben wäre wie in der Oper, wären wir alle längst taub und dick.

»Wir kommen nicht allzu spät zurück, versprochen.«

Ein Versprechen, das nichts kostet, sie wissen, dass Jeanne dann längst eingeschlafen sein wird, und zwar richtig.

»Papa sitzt schon im Auto.«

Jeanne öffnet den Mund, um zu sagen: Ich hoffe, ihr habt einen Unfall und ihr sterbt und alles ist voll Blut! Doch seltsamerweise kommt etwas ganz anderes heraus:

»Viel Spaß, Maman.«

»Danke, mein Schatz.«

»Warum habe ich keinen Babysitter?«

»Ein Babysitter heißt Babysitter, weil er für Babys da ist, und du bist schon ein großes Mädchen.«

»Aber ... aber ich hatte noch nie einen Babysitter!«

»Natürlich hattest du einen! Du erinnerst dich nur nicht mehr daran. Ein Baby hat noch kein Gedächtnis.«

Maman Chemin packt Jeanne am Kinn, der Griff soll liebevoll sein.

»Autsch! Du tust mir weh mit deinen Krallen!«

»Du vergisst immer, deine Brille abzunehmen, bevor du zu Bett gehst.«

»Damit ich im Traum besser sehen kann.«

»Versprich mir, dass du brav einschläfst.«

»Wenn du mir die Formel sagst.«

»Die Formel? Welche Formel?«

»Nichts.«

»Du und dein Formel-Tick ... Wenn du Wissenschaftlerin werden willst, musst du in der Schule besser mitmachen. Selbst Einstein hat das Einmaleins lernen müssen. Übrigens, was betrachtest du eigentlich so unter dem Mikroskop?«

Zum Glück hat Jeanne, um sich unnötige Erklärungen zu ersparen, die Blutprobe in einer Schublade verschwinden lassen. Stattdessen hat sie ein Glasplättchen mit einer durchscheinenden Flüssigkeit unter die Linse geschoben: eine Probe, die schon seit mehreren Jahren Gegenstand eingehender Forschungen ist.

Die Inquisitorin nähert sich dem Labor. Staunen ...

»Sieht aus wie Wasser!«

»Es ist Wasser«, erwidert die Forscherin hastig.

»Wie dumm du bist! Einen Wassertropfen zu untersuchen ...«

»Ja, aber es ist Leitungswasser. Darin wimmelt's von allen möglichen Tierchen.«

Jeanne wagt es nicht zu sagen, aber dieser Tropfen ist eine Träne von ihr, die sie an einem Samstagabend aufgefangen hat. Sucht sie nach der Gleichung, die ihren Kummer beseitigt, oder nach der Substanz, die ihn auflöst? Sie weiß es selbst nicht. Sie spürt nur vage, dass unter der Linse ihres Mikroskops einige Antworten liegen. Das Symptom analysieren ... Sie hat bereits die Reflexe eines echten Wissenschaftlers.

Die Medizin (aber darf man das als Medizin bezeichnen?) ist nicht ihr einziges Interessengebiet. Auch für die Astronomie hegt sie eine Passion, trotz des geizigen Pariser Himmels. Wenn ausnahmsweise doch einmal ein Stern seinen Wasserstoff am Firmament aufleuchten

lässt, betrachtet Jeanne ihn die ganze Nacht. Meistens tröstet sie sich über den auf ihr lastenden leeren Himmel hinweg, indem sie die Konstellationen der Leuchtsterne auf ihrer Karte betrachtet. Wenn die Familie Ferien auf dem Land oder, besser noch, in den Bergen macht, überprüft sie ihre Kenntnisse am echten, keineswegs verschämt bedeckten Himmelsgewölbe, dann versäumt sie keine Gelegenheit, bei Sonnenuntergang nach einem etwaigen grünen Strahl Ausschau zu halten. Als einzige Ausrüstung hat sie ein altes Fernglas, durch das sie immer nur verschwommene Flecken sieht, und ein Kaleidoskop, das sehr zu ihren wissenschaftlichen Fortschritten beiträgt.

»Du solltest dir interessantere Gegenstände für deine Beobachtungen suchen. Zum Beispiel einen Schmetterlingsflügel.«

»Dann müsste ich erst einen Schmetterling töten. Das ist nicht so einfach.«

»Du brauchst ihn ja nicht zu töten. Es reicht, wenn du ihm einen Flügel ausreißt.«

...

In diesem Augenblick ist wütendes Hupen zu hören. Man könnte meinen, es habe gerade noch einen Mutttermord verhindert, so angewidert und aufgebracht wirkt Jeanne's Gesicht. Doch das ist nur Schauspielerei, denn Jeanne ist durchaus imstande, einen Schmetterling zu misshandeln. Sie nimmt es ihrer Mutter nur übel, dass diese als Erste auf die Idee gekommen ist. Jeanne hat übrigens schon weit Schlimmeres getan. Wie viele Regenwürmer hat sie wohl durchgeschnitten, bloß um zu sehen, wie die beiden Stücke getrennt weiterleben?

Wie auch immer, das Hupen ist eine Erlösung. Maman Chemin, die Sinn für Klischees hat, wirft ihrer Tochter mit den Fingerspitzen eine Kusshand zu. Eingeführt hat sie diese Sitte, »damit es keine Lippenstiftflecke gibt«. Der praktische Nutzen erwies sich bald als stärker als etwaige körperlichere Anwandlungen, und so setzten sich allmählich die Luftküsse durch. Jeanne macht sich nicht einmal mehr die Mühe, sie im Fluge aufzufangen und sich auf die Wange zu drücken. Maman Chemin hastet die dunkle Treppe hinunter und überlässt Jeanne dem Elend einer hellen, geräumigen, warmen und komfortablen Wohnung.

Papa Chemin ist Geschäftsmann, das heißt, er kauft und verkauft, was auch immer. Die drei letzten Wörter sind zu unterstreichen, denn sie machen das Wesen eines Geschäftsmannes aus, jedenfalls in Papa Chemins Augen, ihm ist es gleich, ob er Schuhwichse, Autos oder Topinamburknollen verkauft, solange anzunehmen ist, dass die betreffende Ware sein Vermögen vermehrt. Dieses Vermögen hat er als vorgezogenes Erbe erhalten, mit der ausdrücklichen Empfehlung, es um einen ihm genehmen Faktor zu vergrößern. Großvater Chemin wacht über die Ernten. »Wenn ich dir einen Garten überließe, würdest du ihn bestellen wollen, du würdest Obst und Gemüse darin anbauen, ihn düngen. Du würdest ihn nicht verwildern lassen wollen. Und mit dem Geld ist es genauso, mein Sohn. Ich verlasse mich darauf, dass du der Gärtner unseres Kapitals sein wirst.« Nichts eignet sich besser als eine gute Metapher, wenn man einer vulgären Sache einen gewissen Adel verleihen will. Der Sohne-

mann musste sich keine sonderliche Mühe geben, um sich von der moralischen Größe seiner Aufgabe durchdringen zu lassen und seine idealistischen Ansätze im Keim zu ersticken.

Maman Chemin ist das, was man als eine »Frau mit hellem Kopf« bezeichnet, auch wenn sie diesen Teil ihrer Anatomie paradoxerweise selten nutzt. Eine Frau, die Anweisungen gibt, wird, vor allem wenn die Weisungsempfänger Männer sind, zur »Frau mit hellem Kopf« befördert, worum sie umso mehr zu beneiden ist, als diese Beförderung mit einem dicken Gehalt einhergeht. Dennoch hat Maman Chemin keinen Grund, sich ihres Erfolgs zu schämen. »Ich werde nie mit jemandem ins Bett gehen, um weiterzukommen«, verkündete sie von Jugend an. Als sie sah, dass sie nicht länger Wort halten konnte, und dennoch wild entschlossen war, sich nicht zu kompromittieren, heiratete sie ihren Vorgesetzten. Die Liebe kam später. Wie mit einem Zauberstab wurde sie von der linkischen Sekretärin in eine rechte Hand verwandelt und in die Familie derer aufgenommen, die nur den kleinen Finger heben müssen, um an der Börse Zwiebraten zu säen, und die, wie man uns sagt, Verantwortung tragen. (»Verantwortung« bedeutet, dass man ihnen im Fall einer besonders großen Dummheit Millionen zahlt, damit sie gehen.) Maman Chemin, die aus bescheidenen Verhältnissen stammt, ist nicht wenig stolz auf ihre Machtstellung und missbraucht sie gehörig. Wie sollte man nicht missbrauchen, was einem so lange vorenthalten wurde? Darüber ist sie eitel und stolz geworden.